

Horst-Dieter Zahn, Lutz Raphael Der Affekt des vermeintlichen Siegers. Zu Hauke Brunkhorsts Auseinandersetzung mit Antiintellektualismus und Konservatismus

Zusammenfassung: Die Tagesordnung der politischen Diskussion wird seit geraumer Zeit nicht mehr von der kritischen Intelligenz festgelegt. Die »Themenführerschaft« wurde an die Neokonservativen abgegeben. Ist dies bloß das (letzte) Aufbäumen der »deutschen Manadarine« gegen die im Zuge der Demokratisierung erfolgte gesellschaftliche Institutionalisierung der Rolle kritischer Intellektueller, die ihren entscheidenden Schub in den sechziger Jahren erhielt – wie dies Hauke Brunkhorst behauptet – oder spiegelt sich darin vielmehr eine Krise des Projekts der Moderne wider, die auch Position und Funktion der kritischen Intellektuellen umfaßt? Der Neokonservatismus kann auf tiefgreifende gesellschaftliche Entwicklungen bauen. Insbesondere die Gruppe der »Modernitätstraditionalisten« hat ein analytisches Instrumentarium entwickelt, mit dem sie die Ambivalenz der kulturellen Prozesse der achtziger Jahre erfassen und auf die sie ideologisch-politisch einwirken kann. Eine Geringschätzung des westdeutschen Neokonservatismus durch kritische Intellektuelle ist irreführend.

Um allzu hohe Erwartungen gleich zu enttäuschen: der folgende Aufsatz ist ein zuweilen polemischer Essay, der eine Buchveröffentlichung zum Anlaß nimmt, um dort einige – wie wir meinen – charakteristische Fehleinschätzungen linker Intellektueller über ihre Lage und über ihre konservativen Gegner zu kritisieren.

Die linken Intellektuellen in der Bundesrepublik befinden sich seit geraumer Zeit gleich an mehreren Fronten in der Defensive: in der politischen Öffentlichkeit finden ihre eigenen Thesen und Positionen, ja bereits ihre eigenen Themen geringes Echo: ihre neokonservativen Gegner bestimmen die Tagesordnungen der politischen Diskussion. An die Stelle eines bisweilen diffusen, aber durchaus weitreichenden Einflusses auf die verschiedenen Akteure der politisch-ideologischen Meinungsbildung, wie er z.B. in den 70er Jahren zu beobachten war, ist im besten Fall die thematisch eingegrenzte, professionalisierte Politikberatung für die sozialdemokratische und grüne Opposition in Bonn und anderswo getreten. Gleichzeitig hat eine von der Theorieversessenheit der Studentenbewegung geprägte und verwöhnte Intellektuellengeneration der Neuen Linken erleben müssen, wie ihre eigenen Theorien und Traditionen auch für die Akteure der neuen sozialen Bewegungen an Ausstrahlungskraft verloren haben und sind kritische, linke Intellektuelle häufig in zähe Auseinandersetzungen mit ihren konservativen Gegnern unter ihren Kollegen und in

den Kultusbürokratien verstrickt, um die in den 70er Jahren errungenen Positionen im Kultur- und Wissenschaftsbetrieb zu verteidigen. Auf dem Hintergrund solch ernüchternder Erfahrungen sind unseres Erachtens die unterschiedlichen Versuche zu sehen, sich des Sinnes und der gesellschaftlichen Rolle des kritischen Intellektuellen in der Gesellschaft zu vergewissern. H. Brunkhorst hat in seinem Buch »Der Intellektuelle im Land der Mandarine« einen solchen Versuch unternommen, die eigene Identität als entschiedenes Gegenbild zu historisch dominanten Traditionen konservativen Antiintellektualismus in Deutschland zu sichern.* So ist seine Standortbestimmung der linken Intellektuellen heute zugleich auch eine hervorragende Polemik gegen konservative Zeitströmungen und deren Traditionen geworden. Überspitzt formuliert läuft seine Argumentation darauf hinaus, Zuversicht für die eigene Position eines linken Intellektuellen in der Tradition der Kritischen Theorie aus der Schwäche des neokonservativen Gegners zu gewinnen: in den neokonservativen, gegenintellektuellen Strömungen der Gegenwart sieht er das absehbare Ende einer langen, unheilvollen, aber kraftlos gewordenen Tradition der »deutschen Mandarine«. Das neokonservative Vorhaben, gewissermaßen kompensatorisch Traditionen zu bilden, so schließt Brunkhorst gelassen und kühl, sei nicht nur von Nervosität und hilfloser Militanz geprägt, sondern zudem noch theoretisch inkonsistent und bar jeder größeren Erfolgsaussichten.

Mystifizierung der Intellektuellenrolle

Zu dieser Kernthese kommt Brunkhorst, nachdem er in mehreren eher locker aneinandergereihten Argumentationsschritten den Traditionen der deutschen Geistesgeschichte nachgegangen ist: die Geburt des modernen konservativen Antiintellektualismus während der Französischen Revolution, seine Weiterentwicklung mitsamt Antisemitismus und Antikommunismus, die unterschiedlichen Wege, die der »emphatische Vernunftbegriff« der Aufklärung nach der Auflösung der philosophischen Systeme des deutschen Idealismus gegangen ist, die »kulturelle Hegemonie« der antiintellektualistischen Affekte und Werte der deutschen Gebildeten 1890-1945, schließlich der Niedergang dieser durch ihre nationalsozialistische Vergangenheit belasteten antidemokratischen, antiintellektualistischen Geistestradiation in der Nachkriegszeit. Die Stunde der in der deutschen Geschichte immer wieder an den Rand gedrängten und verfemten Intellektuellen, deren identitätsstiftender ideengeschichtlicher Bezugspunkt der emphatische Vernunftbegriff der Aufklärung bleibt, schlägt für Brunkhorst dann Ende der 60er Jahre, und die abschließenden Kapitel beurteilen die konservativen Gegenströmungen der 80er Jahre von dieser Zäsur aus. Sie hat im Zuge sozialgeschichtlicher Modernisierung und politischer Demokratisierung in der aktuellen (Massen-)Kultur der sozialen Rolle und der politischen

* Die folgenden Seitenangaben beziehen sich, soweit nicht anders vermerkt, immer auf Brunkhorst (1987).

Funktion des modernitätsoffenen, vernunftorientierten und kritisch-egalitären Intellektuellen einen festen Platz gesichert. Der argumentative Weg zu dieser Konstruktion des historischen Siegs der sozialen Rolle und des kulturellen Typus des kritischen (sagen wir ruhig: linken) Intellektuellen auf der Höhe seiner modernen Zeiten ist natürlich – so muß man angesichts des sparsamen Umfangs von 164 essayistischen Textseiten einschränken – zuweilen nicht immer nachvollziehbar. Hinweise auf Lücken erscheinen dann pedantisch, ja unsinnig, sie werden nur notwendig, weil Brunkhorst über einige sozialgeschichtliche Klippen springt, indem er zum geistesgeschichtlichen Flug über den Tatsachen ansetzt, einige wichtige Aspekte der Problematik von dieser Perspektive der essayistischen Polemik und – so meinen wir herauszulesen – Selbstverteidigung eines linken Intellektuellen aus erst gar nicht sieht, zumindest nicht mehr formuliert.

Völlig unterbelichtet bleibt in dieser Analyse die sozialgeschichtliche Beschreibung der Positionen, von denen aus real kritische Intellektuelle in der deutschen Geistesgeschichte ihre ja häufig beschränkten Wirkungen gezeitigt haben. Die geistesgeschichtlichen Traditionen, die von Marx zu Lukács, schließlich Adorno und Habermas führen, stehen im Mittelpunkt. Eine Korrektur vergangener Verdrängungen versucht der angesichts des knappen Raumes allzu lange Exkurs zum Wirken und zur Person A. Langes (S. 112-118). Doch exemplarisch ist demgegenüber Brunkhorsts Vergessen einer ganzen Generation sozialdemokratischer, d.h. also parteilich engagierter und nur so auch sozial abgesicherter Intellektueller des Kaiserreichs: daß alle diese Männer und einige Frauen nach 1914 mit dem Problem politischer Macht und weitreichender politischer Entscheidungen konfrontiert waren und zu wie gegensätzlichen Positionen sie dabei gekommen sind, wäre für Brunkhorst, der das Thema Intellektuelle und politische Macht bzw. politisches Handeln zugunsten des »freischwebenden«, aber engagierten Intellektuellen – konkret nach dem Modell Sartre – vorab entscheidet, äußerst wichtig gewesen. Auch bestimmte radikal-konservative Strömungen der Zwischenkriegszeit – vorab der existentialistische Dezisionismus der intellektuellen Sympathisanten und Aktivisten der faschistischen und national-sozialistischen Bewegung sind nur verstehbar auch als konservative Reaktionen auf die zum Teil ja sehr erfolgreiche und folgenreiche Präsenz von Intellektuellen in den Entscheidungszentren der Arbeiterorganisationen. Indem er hier nur auf den Pappkameraden eines von Lukács mit dem Zierat hegelianischer Begrifflichkeit idealisierten bolschewistischen Parteikonzepts einschlägt, verpaßt Brunkhorst unserer Meinung nach die Chance, auch selbstkritisch die Geschichte von Intellektuellen und Politik einzubeziehen – eine Geschichte, die als verdrängte wiederkehrt, wenn er die Stunde der Intellektuellen nach 1967/68 in der Bundesrepublik einläutet und eigentlich gar nicht wahrnimmt, welche Widersprüche – bis hin zu historisierenden Clownerien – dieses Problem hervorruft, Widersprüche, die vieles dazu beitragen, daß Brunkhorsts bereits tot gesagter Gegner wiedererstandes ist. Daß Brunkhorst diesen Aspekt unterbelichtet läßt, hat unseres Erachtens auch damit zu tun, daß er geringe Sensibilität für die konkrete historische Situierung theo-

retischer Positionen entwickelt: in vielen Passagen bleibt die Auseinandersetzung auf der Ebene unhistorisch-abstrakter, sozialphilosophischer, bestenfalls ideengeschichtlicher Betrachtungsweise. Wohlgemerkt: die Perspektive ist legitim, nur fordert auch sie ihren Preis. Sehr hoch wird dieser Preis, wenn es um die Analyse der sozialen Lage und der politisch-kulturellen Positionen der Intellektuellen in der bundesrepublikanischen Gesellschaft geht. Der soziale Ort der heutigen Intellektuellen bleibt in Brunkhorsts Skizze auffällig unbestimmt: er kennzeichnet ihn zum einen funktional auf Grund seiner Leistungen im Rahmen einer demokratischen bzw. sich demokratisierenden Kultur und einer politischen Öffentlichkeit. Hier erhalten seine kritischen Interventionen gewissermaßen einen festen Platz. Man hat den Eindruck, als würde der kritische Intellektuelle bei Brunkhorst zum unabdingbaren Bestandteil demokratischer Institutionen erhoben. Sozialstrukturell bestimmt Brunkhorst ihn im wesentlichen negativ: ihm fehlen die symbolischen und materiellen Privilegien der Vergangenheit, er entstammt den unterschiedlichsten sozialen Klassen, auf seinem ureigensten Terrain, der Kultur, ist er an der Produktion einer vielfältig aufgefächerten Massenkultur beteiligt. Daß er als kritischer Intellektueller dabei eher am Rande steht, stärkere Wirkung auf die Kultureliten als auf ein breites Publikum hat, veranlaßt Brunkhorst zu der griffigen Kernthese, er sei »exzentrisch inmitten der Massenkultur« (Brunkhorst 1987: 39).

Eine solche Sichtweise ist blind für die konkrete soziale Determinierung auch der kritischen Intellektuellen. Sozialstrukturelle Daten werden souverän vernachlässigt, der Versuch einer differenzierenden Beschreibung der unterschiedlichen Handlungsfelder kultureller Produktion – man denke nur an so unterschiedliche Arbeitsorte (und Wirkungsweisen) wie Rundfunk, Fernsehen, Theater oder Hochschulen – wird nicht mal ansatzweise unternommen. Deshalb bleibt auch Brunkhorsts These von der Demokratisierung der sozialen Rolle des Intellektuellen, wohlgemerkt nicht nur seines Selbstverständnisses, merkwürdig abstrakt. Daß die öffentlichen Institutionen (Hochschule, Verbände, öffentlich-rechtliche Anstalten von Rundfunk und Fernsehen, Verwaltungen) wie privaten Organisationen (Verlage, Zeitungen, Zeitschriften, usw.), in denen heute der Großteil der Intellektuellen ihren Beruf ausübt und in deren Rahmen auch ihr öffentliches Wirken sich abspielt, nicht adäquat mit dem Konzept der demokratisierenden Modernisierung erfaßt werden, ist bereits ein entscheidendes Argument gegen Brunkhorsts geschichtsphilosophische Siegesgewißheit. Daß die in solchen Handlungsfeldern Arbeitenden schließlich zugleich auch Positionen in der Sozialstruktur der Bundesrepublik einnehmen, wohl oder übel an den Ungleichheitsstrukturen partizipieren (sprich: in der Regel über eine durchaus abgesicherte materielle Existenzgrundlage mit Möglichkeiten zu weiterreichenden kulturell befriedigenden Tätigkeiten verfügen und im gesellschaftlichen Vergleich hohe Dispositionsspielräume bei Arbeitszeit und -inhalten haben), den damit verbundenen Verkennungseffekten der eigenen Lage und eigenen Tuns und Lassens ausgesetzt sind, zu dieser, so meinen wir, für konservative wie linke Intellektuelle widerspruchsvollen sozialen Realität fällt unserem Autor leider kein ana-

lytischer Gedanke ein – auch das Problem demokratische Ansprüche und soziale Privilegierung mit seinen Folgeerscheinungen: antiintellektualistische Stimmungsmache, intellektueller Selbsthaß, universalistischer Größenwahn wird deshalb in diesem Essay nur unvollständig, ja fahrlässig bearbeitet. Damit folgt er, so meinen wir, den gegenwärtig wieder stärker werdenden Neigungen einer Mystifizierung der intellektuellenrolle. Interessant ist in diesem Zusammenhang wiederum, was Brunkhorst nicht unternimmt: eine sozialwissenschaftliche Untersuchung der Bedingungen, die zur Herausbildung der von ihm selbst so geschätzten Position eines egalitären Intellektualismus – fügen wir hinzu – großer Intellektueller geführt haben, in denen »der universalistische Impuls« (Dubiel 1985: 122) exemplarischen Ausdruck findet. Sartres Rolle im Nachkriegsfrankreich ist in solcher Perspektive bereits analysiert worden – A. Boschettis Studie (Boschetti 1985) hat zum Beispiel deutlich gemacht, wie sehr Sartres Rolle in der Situation der unmittelbaren Nachkriegszeit einem kollektiven Bedürfnis des intellektuellen bürgerlichen Publikums entsprach, eine distanziert-unabhängige, zugleich jedoch dramatisiert politische Rolle in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen zu finden. Sartre konnte gewissermaßen den Kompromiß formulieren zwischen den ungebrochenen bürgerlichen Kulturtraditionen – voran dem Kult des – existentialistisch überhöhten – intellektuellen Individuums – und dem Politisierungsschub im Gefolge von nationalsozialistischer Besatzung, Kollaboration und Resistance. Daß Sartre zu dieser Position in der Lage war, hängt unmittelbar damit zusammen, daß er als Philosoph und Schriftsteller die Ideale und legitimen Werte der traditionellen bürgerlichen Kultur in seiner Person vereinigen konnte und trotz aller radikaler politischer Kritik am konservativen und liberalen Bürgertum ihren zentralen elitären Botschaften und Werten treu blieb. Auch darüber nicht zu reden, macht die Schwäche und Einseitigkeit dieses Essays aus. Auch damit liefert er Anknüpfungspunkte für bereits vorhandene idealisierende Selbstdeutungen linker Intellektueller, wo er auch dem eigenen Anspruch nach über die eigenen Positionen und Handlungsmöglichkeiten aufklären wollte.

Doch wenden wir uns dem zweiten zentralen Thema zu, dem sich Brunkhorst widmet: Tradition und Zukunftsperspektiven der konservativen Gegner der Intellektuellen. Brunkhorsts Polemik bezieht aus der Konstruktion einer evolutionär und quasi unaufhaltsam fortschreitenden Modernisierung Brillanz, Schärfe und herablassenden Gestus. – Wir meinen, er verkennt die Chancen des Neokonservatismus gründlich. Er kehrt nur mehr das »Pathologische« hervor, interessiert sich aber nicht mehr für das »Realistische« am Neokonservatismus. So muß er die Frage verfehlen, warum dieser zur kulturellen Hegemonie konservativ-liberaler Politik hierzulande so erfolgreich beiträgt.

Unaufhaltsamer Fortschritt?

Wie bereits angedeutet, sieht sich Brunkhorst in einer wünschenswerten Lage: Der Gang der Geschichte verläuft in seinem Sinn. Die Intellektuellen ernten nun die Früchte eines umfassenden historischen Prozesses und erfahren endlich die Genugtuung, die sie lange missen mußten. Waren ihre Vorgänger noch »innerer Feind«, oft genug stigmatisiert und verfolgt, befinden sie sich heute »*exklusiv... inmitten der Massenkultur*«. Gegen diese Durchsetzung der neuen Intellektuellenrolle im Rahmen eines säkularen kulturellen Differenzierungsprozesses haben sich die konservativen Mandarine, seit sie ihn bemerken und verspüren, verzweifelt, selbstwidersprüchlich und »pathologisch« gewehrt – erfolglos: Brunkhorst konzediert ihnen gönnerhaft, daß die selbstgestellte Aufgabe, »*Traditionen posttraditional neu erzeugen zu müssen*«, zwar »*paradox*« sei, aber immerhin in der geisteswissenschaftlichen Theoriebildung »*stimulierend*« gewirkt und zu »*überragenden, produktiven Leistungen*« geführt habe. Dennoch, es habe sich damals schon um ein auf lange Sicht verlorenes Unternehmen gehandelt:

»Wenn nämlich richtig ist, daß ... die soziale Existenz der Mandarine wesentlich durch ihre hegemoniale Stellung in der Kultur definiert ist, dann würden ihre soziale Rolle und ihr Ort in der Gesellschaft durch eine endlich erfolgreiche Demokratisierung der Verständigungsverhältnisse zerstört und in ihrem Sinn entwertet. Sie würden auf der öffentlichen Seite ihrer Existenz zu dem, was sie immer meisten gefürchtet haben: entwurzelte Intellektuelle. Sind die Verständigungsverhältnisse erst einmal demokratisiert und ist die Demokratie in der Massenkultur verankert, gibt es nämlich nichts mehr zu kompensieren. Autonomie und Aufklärung wären an die Stelle von Mythos und Tradition getreten.« (75)

Was hier noch im Konjunktiv steht – als Ahnung der Mandarine und in sarkastischer Empathie formuliert –, ist historisch für Brunkhorst inzwischen Gewißheit geworden. Nach 1945 sei es gelungen, »*den institutionellen Kern des westdeutschen Staates erfolgreich und dauerhaft zu demokratisieren*.« (94). Dem »Schub« (also der Einführung parlamentarisch-demokratischer Herrschaftsformen) läßt Brunkhorst in seinem knappen Resümee der Nachkriegsentwicklung alsbald einen »Druck« auf die noch konservative Kultur folgen. Er verdankte sich einmal der »*Wiederkehr des Verdrängten und Exilierten*«, sodann den »*neuen Aufnahmebereitschaften*«, die dem »*Demokratisierungsschub*« gefolgt seien.

Diese Geschichte kommt nun gleichsam zu einem Finale, das wir zur Zeit erleben. Mit der Institutionalisierung der neuen Intellektuellenrolle breche das Verdrängungssystem der Mandarine zusammen. Ihre »Pathologie« werde zwar »realistisch«, »zynisch«, den Gegebenheiten angepaßt, bleibe aber nichtsdestoweniger »Pathologie«, deren jammervolle Gestalt Brunkhorst in drei Thesen und diese wiederum auf drei Titel bringt: »*Nichts Neues*«, »*Ende der Entwicklung*«, »*Ortlose Klage*«. Knapp und gelassen konstatiert er die Erfolglosigkeit neokonservativer Versuche der Traditionsbildung:

»Hier wird die Klage ortlos, weil sie sich gegen (jedenfalls mit gewaltlosen Mitteln) kaum reversible säkulare Trends und evolutionär durchgesetzte Strukturmuster richtet« (154).

Zunächst geht er damit eine Gefahr ein, die manchen universalhistorischen Perspektiven eigen ist: Gesellschaftliche Katastrophen und Krisen werden aus der Kenntnis der Entwicklungsrichtung zu bloßen Stationen. Problematisch wird dies gerade unter den zwei Gesichtspunkten, die sich aus Brunkhorsts Kritik an der Entleerung des Vernunft-Begriffs ergeben: Totalität und Praxis. Ein Begriff von Totalität, der sich von der Qualität geisteswissenschaftlich-synthetisierender *Aperçus* qualitativ unterscheiden soll, kann auf die Erkenntnis der politisch-ökonomisch und sozialwissenschaftlich analysierten Krise nicht ernsthaft verzichten - sonst gliche er sich dem geistvollen Geplauder und Geschichten-Erzählen an, das Brunkhorst polemisch kritisiert. Kennzeichnend ist aber, daß das »*Zusammenspiel hartnäckiger ökonomischer, politischer und kultureller Krisentendenzen im sozialstaatlich organisierten Kapitalismus*« (133) in dieser sich als politisch-aktuell verstehenden Polemik – und ausgerechnet unter den Auspizien der gefeierten Durchsetzung der »*neuen Intellektuellenrolle*«! – nicht in die Überlegungen einbezogen ist und bloß einmal beiläufig erwähnt wird. Ist Totalität erst derart gestutzt, stellt sich als Gefahr auch ein, was Brunkhorst am irrationalen Praxis-Begriff der Mandarine festmacht: Dezisionismus und politischer Existentialismus.

Da die gegenwärtige Krise – obzwar augenscheinlich Vielfältiges umfassend, »hartnäckig« und säkular – in den Betrachtungen über den Neokonservatismus keine Rolle mehr spielt, entsteht der Eindruck, daß einer schlußendlichen Durchsetzung des Ziels eines sich selbst korrigierenden Fortschritts irgendwie und eigentlich nichts oder fast nichts mehr im Wege steht. Nur noch – »Pathologie«. Die Diagnose »pathologisch« zieht sich in Verbindung mit Adjektiven wie »blind«, »militant«, »nervös« wie ein roter Faden durch den Text. Gegen starke Polemik ist gewiß nichts einzuwenden; Meinungen, Argumentationen, Ideologien aber »pathologisch« zu nennen, bedürfte besonderer Begründung. Gar nicht nebenbei ist daran zu erinnern, daß es bisher überwiegend die linke Intelligenz war, die Adressat solcher und ähnlicher Charakterisierungen – und deren Opfer war, denn sie sind Aggression auf dem Sprung, Vorbereitung zur Aktion; auf ihrer Seite befindet sich nicht zufällig die Macht der Unterscheidung und der Durchsetzung. Die Konnotation mit dem Gegenteil – »Gesundheit« – war historisch bisher allemal siegreich – und immer rechts. Von daher steht der so extensiv gebrauchte »Pathologie«-Vorwurf nicht nur im Gegensatz zum Anspruch diskursiver Rationalität, er macht auch sonst wenig Sinn. Er ist aber nicht nur Invektive. Er konstituiert eine zirkuläre Auto-Suggestion. In Verbindung mit der immer wieder durchscheinenden evolutionär verbürgten Gewißheit verstärkt er diese; der intellektuelle und politische Gegner hat nicht nur in Wahrheit schon verloren, er wird auch in dem Maße, wie er dies selber erfährt, immer »pathologischer«. Umgekehrt verstärkt die evolutionär verbürgte Gewißheit den »Pathologie«-Vorwurf; sie bewirkt, daß Brunkhorst ihn zwar des öfteren plaziert, aber immer mit Distanz äußern kann. Denn der Gegner hat keine Chance.

Obwohl Brunkhorst zuweilen den Argumentationen der Konservativen differenziert folgt und einzelne Entwicklungslinien überzeugend nachzeichnet, erinnert er doch

in dieser immer wiederkehrenden Figur von evolutionärer, rationaler Modernisierung vs. »pathologischer« Gegenwehr an die Auseinandersetzung von Lukács mit dem »Irrationalismus«. Dieser hatte (»Die Zerstörung der Vernunft«) die Geschichte des philosophischen und sozialwissenschaftlichen Denkens ex post strahlend rekonstruiert – und retuschiert. Vom Standpunkt der Moderne aus, deren universelle Rationalität ihm in der unhinterfragten Entfaltung naturwissenschaftlich-technischer Vernunft, eines weltanschaulich erstarrten »wissenschaftlichen Sozialismus« und eines befestigten und siegreichen sozialistischen Lagers bestand, war alles gegnerische Denken ein Denken hin zu Hitler. Blochs sanfter Spott über Lukács' in diesem Werk oft gebrauchtes »naturgemäß« sollte diesen Affekt des Siegers treffen: Die Geschichte wird nachträglich zur Bühne gemacht, auf der jeder Schritt nur der Anweisung des Post-histoire-Regisseurs folgt. Bloch hat zudem gegenüber Lukács hartnäckig darauf bestanden, daß mit dem Aufweisen von Klasseninteressen bei diesem oder jenem Philosophen noch nicht dessen philosophische Probleme und Reflexionen »erledigt« seien.

Ähnlich insitierte Habermas noch 1971 gegenüber F.K. Ringer (»The Decline of the German Mandarins«) darauf,

»daß in dem kulturkonservativen Bezugssystem der deutschen Mandarine auch Erfahrungen verarbeitet und Problemstellungen verdeckt sein könnten, die in einem angemessenen Bezugssystem neu formuliert werden und heute noch systematisches Interesse beanspruchen könnten« (Habermas 1981: 466).

Brunkhorst äußert sich nur selten zu jener im Zentrum seiner Argumentation stehenden »*Demokratisierung der Verständigungsverhältnisse*« – und wenn, dann auffallend blaß, ja unkritisch gegenüber den strukturellen Beschränkungen der Demokratie in den kapitalistischen Industriegesellschaften und ihrer empirischen Verfaßtheit. Indem Demokratie bzw. Demokratisierung als historisch konkret nicht analysiert werden, erscheinen sie als substanzlose Größe; die Kritik des Konservatismus droht damit auf jenen Topos zurückzufallen, der den wesentlichen Mangel von Helga Grebing einflußreicher Analyse Ende der 60er Jahre ausmachte. Konservativer Widerstand gegen Demokratisierung war für sie nicht bloß moralisch und politisch kritikabel und theoretisch falsch, er war vor allem auch tendenziell vergeblich, weil gegen einen »sozio-ökonomischen Strukturwandel« (Grebing 1971: 243), die »Entwicklung der Produktivkräfte« und deren »demokratisierende Effekte« (Grebing 1971: 364) gerichtet.

Der für weite Teile der Linken typische Gestus, auf der Seite des Fortschritts zu stehen und damit künftiger Sieger zu sein, kann heute noch weniger als in den späten 60er und frühen 70er Jahren auf eine kritische Theorie gesellschaftlicher Entwicklung sich stützen. Vor den Fallen eines solcherart begründeten Optimismus wäre man auch dann nicht gefeit, wenn man ihn gewissermaßen realistisch zurechtstutzte, von der radikalen Emphase, der Perspektive fundamentaler Umwälzung und sozialer Revolution zur evolutionären Gewißheit, Modernisierung und partizipatorisch erweiterter Demokratie »westlicher« Provenienz.

Die Konservativen – am Ende?

Betrachten wir nun Brunkhorsts Auseinandersetzung mit dem aktuellen Neokonservatismus. Bezeichnend zunächst – wir erwähnten es schon –, daß in der ganzen systematisch aufgebauten Argumentation weder die »Rückkehr« noch der doch mindestens kurzfristig nicht zu leugnende Erfolg neokonservativen Denkens erklärt werden. Im Zusammenhang des Argumentationsganges kann die kurze und nichtsagende Erwähnung von Krisenphänomenen als den »Ursachen« für die »Rückkehr« nur besagen, daß sie offensichtlich zu einer Belebung des Verzweiflungsmotivs, der Nervosität bei den Konservativen geführt hätten.

Auch hier verfehlt die *geistesgeschichtliche Beschränkung der Argumentation* und des Interesses auf »Ideologieplanung« wichtige Dimensionen des Neokonservatismus, seiner Widersprüche und Möglichkeiten. Das beginnt damit, daß Brunkhorst sich für die Überlegungen etwa der »modernitätstraditionalistischen« Richtung (Lübbe u.a.) zu der »Krise der Industriekultur«, dem »Wertwandel«, der Alltagskultur gar nicht weiter interessiert. Als weiteres Beispiel sei Spaemann erwähnt, dessen Beiträge zur Fortschrittskritik ebenfalls der Rubrik »nichts Neues« zugeschlagen – das heißt hier: *nicht* erwähnt werden. Spaemann bekommt das Lob, er gehöre immerhin zu denen, die noch einen »Wahrheits- oder doch zumindest Authentizitätsanspruch« vertreten. Das klingt, so en passant gesagt, als räume ein Konservativer Adorno ein, ohne ihn weiter zu beachten, er sei immerhin ein guter Mensch gewesen. Was aber noch schwerer wiegt als die höchst selektive Rezeption, ist, daß nicht erörtert wird, was nun wirklich dazugehört, wenn man auch die *Wirkung* von Theorien beurteilen will: die ökonomischen, politischen und sozial-psychologischen Konstellationen, aus denen sie entstehen, auf die sie sich beziehen und in denen sie wirksam sind. Dazu gehören hierzulande beispielsweise die strukturelle Krise mitsamt Dauerarbeitslosigkeit, der Niedergang und das Scheitern sozial-liberaler Politik (mit dem »Ende des keynesianischen Staates«), neue soziale Bewegungen, eine neue Partei in den Parlamenten, dann auch eine neue »Kulturwelle«, neue Medien u.v.m. Zu den mindestens taktischen Vorteilen des Neokonservatismus scheint zu gehören, daß er angesichts des tiefgreifenden Wandels, andauernder ökonomisch-technologischer Umstrukturierung und anknüpfend an Bewußtseinlagen so etwas wie »Zukunftsbevältigung« konzeptionell begründen kann. Er mag dabei auch vom Bonus der politischen Mehrheit und der normativen Kraft des Faktischen zehren und insoweit lediglich das repräsentieren, was Negt die »Kunst des Möglichen« (Negt 1984: 97) nannte. Dies allein würde bereits eine genauere Auseinandersetzung rechtfertigen – sie wird zudem um so dringlicher, wenn man die politischen und konzeptionellen Probleme seiner Widersacher bedenkt. Von deren Schwäche profitiert der Konservatismus nicht bloß passiv, sondern er nutzt sie zur Ausgrenzung dieses Gegners aus und kann sich so einen segmentierenden und spezialisierenden Umgang mit Kritik und oppositionellen Motiven leisten, der teilweise elegant und wirkungsvoll ist (Familienpolitik, Menschenrechte, Individualismus).

Weil Brunkhorst sich weder auf die neokonservative Argumentation im einzelnen einläßt, noch die gesellschaftliche Wirklichkeit konkret analysiert, auf die neokonservative Denkfiguren sich beziehen und – so muß man hinzufügen – in der sie soziale Resonanz finden, bleibt die Kritik allzu häufig auf der Ebene abstrakt-logischer Plausibilitätsüberlegungen: die logische Inkonsistenz eines konservativen Modernitätsbezugs wird für Brunkhorst zum Kernpunkt seiner Auseinandersetzung. Dagegen ist einzuwenden, daß eine solche geistesgeschichtliche Betrachtung konservativer Argumentationsweisen dazu neigt, die »Sache der Logik« mit der »Logik der Sache« (Marx) zu verwechseln, also die praktischen Möglichkeiten der widerspruchsvollen, ekklektischen Verbindungen neokonservativer Argumentation gering zu schätzen und als Untersuchungsgegenstand gar zu unterschlagen. Denn in der Tat werden die Neokonservativen mit Selbstwidersprüchen mehr oder weniger glatt fertig (und unterscheiden sich in dieser Hinsicht auch nicht von vielen linken Theoretikern), zumal sie in der Praxis ganz selten der Situation ausgesetzt sind, in intensivem Streitgespräch, mit Hilfe entwickelter Argumentationen und ohne politische Rücksichtnahmen solcher logischer Widersprüche überführt zu werden.

Brunkhorst neigt dazu, die konservative Position in Politik und Gesellschaft in eins zu setzen mit der (Weiter-)Existenz einer gewissermaßen als Substanz gedachten konservativen Denktradition. Die Auszehrung spezifischer Traditionen der deutschen Mandarinkultur wird für ihn dann identisch mit der Dauerkrise der neokonservativen Ideologie. Die Auszehrung einer vermeintlichen »Substanz« konservativer Gesinnung läßt ihn irritiert auf all jene Spielarten eines politisch ambitionierten, einsatzbereiten »technokratischen Konservatismus« (Greiffenhagen 1986: 316) blicken, der reaktionären Fundamentalismus längst eingetauscht hat gegen einen funktionalistischen Bezug auf kulturelle und soziale Erscheinungen, die als Wegbereiter und Symptome des Modernismus bzw. der Moderne gelten. Die »Modernitätstraditionalisten«, wie Brunkhorst diese Strömung bezeichnet, kompensierten die eigene Schwäche durch Anleihen bei ihnen angeblich fernstehenden Traditionen wie z.B. bei der systemfunktionalistischen Soziologie Luhmannscher Prägung. Zugespitzt läuft dies auf das Argument hinaus, es könne keinen Konservatismus mehr geben (so in Greiffenhagens aktuellem Nachwort zur Neuauflage seines Buches »Das Dilemma des Konservatismus« vgl. Greiffenhagen 1986: 355 u.f.). Daß Konservatismus sich von den Traditionsbeständen der eigenen Vergangenheit trennen, Denkfiguren des politischen Gegners beerben und daß er schließlich modernitätsgerechte neue Konzepte entwickeln kann, all diese Phänomene sieht Brunkhorst negativ unter dem Vorzeichen des Substanzverlusts, den es für die Konservativen zu kompensieren gelte. Exemplarisch ist für ihn das Konzept der »Ideologieplanung«: an die Stelle substantieller konservativer Werte tritt ein funktionalistischer, ja manipulativer Bezug auf beliebige gesellschaftliche Werte und Vorstellungen. Im Grunde macht hier Brunkhorst den neokonservativen Gegnern ihren politischen Ehrgeiz zum Vorwurf: seine Zitate belegen bestenfalls, daß dann, wenn Neokonservative wie Stürmer oder Lübke in die politischen Auseinandersetzungen direkt eingreifen,

sie solche kulturell-ideologische Beeinflussung durch politisches Handeln entscheiden fordern. Nur läßt sich daraus kaum der Schluß ableiten, sie seien selbst von der einseitigen politischen Manipulierbarkeit und Planbarkeit beispielsweise der Traditionsbildung überzeugt. Man muß nur einige Essays von Stürmer lesen, um zu erkennen, daß er sehr gut weiß, wie begrenzt auf sich gestellt die öffentliche Rede wirkt und wie wichtig etwa das Bildungssystem ist. Brunkhorsts Kritik neokonservativer Manipulations- und Planungsbedürfnisse läßt eine Distanz zur unmittelbar politischen Aktion erkennen, die nun ihrerseits symptomatisch ist für die wachsende politische Abstinenz mancher linken Intellektuellen.

Ergebnis einer solchen Betrachtungsweise ist jedenfalls, daß man sich gründlich täuscht, was die politischen und gesellschaftlichen Chancen der Neokonservativen angeht: »kompensatorische Traditionsbildung« ist für Brunkhorst nicht nur aufgrund der immanenten Widersprüche eines solchen Projektes unmöglich, für ihn kommt hinzu, daß die gesellschaftliche Entwicklungsdynamik keinen Platz mehr lasse für neokonservative Unternehmungen. Bemerkenswert ist, daß er dabei 1. die »kompensatorische Traditionsbildung« auf Aspekte im engen Horizont eines traditionellen Politik-Begriffs reduziert und 2. politische Offenheit der kulturellen Entwicklungsdynamik in der gegenwärtigen Situation übersieht.

Neue Kultur und alte Politik

Brunkhorst formuliert in einem Bürgerkriegs-Jargon:

»Um die Ideologie-Front zu stabilisieren und die präventiven Gegenschläge zu koordinieren«, bedürfe es »institutionell gesicherter Bemühungen« (vor allem Bildungs- und Medienpolitik, neohistorische Stadtplanung und kommunale Kulturpolitik) ...«.

So martialisch sehen die Neokonservativen die Sache nicht. Vor allem sind sie nicht so auf die Formen der klassischen Politik fixiert, die Brunkhorst anführt. Das Vorhaben der historischen Revision und »Normalisierung« ist zweifellos eines, das sich traditioneller politischer Mittel bedient: Zeitungsartikel, Bücher, öffentliche Auftritte, Personalpolitik. Auch wenn man die Bedeutung der klassischen Öffentlichkeit geringerschätzt und weiß, daß sich Auseinandersetzungen wie jene, die etwas schief »Historikerstreit« genannt wird, nur mit zeitlicher Verzögerung, verzerrt und vielfach gebrochen »nach unten« vermitteln, ist ein entschiedenes Engagement in diesem öffentlichen Konflikt zweifellos geboten. Man muß aber wissen, daß das, was Hermann Lübke »expansiven Historismus« (Lübke 1987: 139-145) nennt, ein viel breiteres und tiefergehendes Phänomen ist. Lübke erklärt ihn aus einer »temporalen Identitätsdiffusion« (Lübke 1979: 655-659) und als »Kompensation der belastenden Erfahrungen eines änderungstempobedingten kulturellen Vertrautheitsschwundes« (Lübke 1987: 146). Daraus entwickelten sich die verschiedensten Formen einer »Musealisierung der Industriekultur«, ist die Erneuerung von Brunnen, Märkten und Bräuchen ebenso erklärbar wie »Geschichtswerkstätten« und die mannigfaltigen

gen Formen von Folklore. Es handelt sich dabei zunächst mal um einen gesellschaftlichen Prozeß, der nicht gesteuert ist. Projekte wie die Preußen-Ausstellungen, die Römerberg-Zeile in Frankfurt und vieles andere sind nur ein Ausdruck dieser Entwicklung, können – vielleicht – etwas verstärken, mehr aber nicht. Auch der Zynismus, den Brunkhorst – zu Recht – Lübke vorwirft, ist in dieser Hinsicht bloß Abbild der Realität. Denn daß die Restitution von Traditionen notgedrungen schief geraten muß, ist ein unhintergebares Faktum, wie jedes Heimatfest, jedes sanierte mittelalterliche Fachwerkstädtchen zeigt. Es ist nicht Ergebnis neokonservativer Planung, wenn die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse verhindern oder erschweren, daß Ursachen und Wirkungen von Modernisierung und sozialem Wandel identifiziert, beeinflußt, gestaltet werden können. Neokonservative wie Lübke beobachten im »Pragmatismus in der Alltagskultur« (Kommission 1983: 27 u.f.) – expansiver Historismus« ist lediglich eines ihrer Momente – auf gesellschaftlicher Ebene spontane, kreative, vielfältige und eben pragmatische Ansätze, in kultureller Praxis unter anderem auch die Folgen ökonomischer Entwicklung und politischer Herrschaft zu kompensieren. Wir meinen, daß gerade die »Modernitätstraditionalisten« ein analytisches Instrumentarium haben, mit dem sie zwar keinen emanzipatorischen Interessen nachsprühen, aber die Widersprüchlichkeit, die Ambivalenz dieser kulturellen Prozesse zu erfassen imstande sind. Weltbilder pluralisieren sich und die Wahl von Lebensstilen macht sich zwar nicht gänzlich von sozialen Bedingungen und Klassenlage frei, kann ihnen gegenüber aber doch einen relativen und subjektiv bedeutsamen Spielraum eröffnen. Dies trägt zur Vielfalt und kompensatorischen Produktivität der Alltagskultur bei; in der Theoriebildung der Neokonservativen hat es einen Platz bekommen.

Sie haben nach wie vor einen intakten Instinkt für Macht, sind imstande, Personalpolitik entschieden zu betreiben, sind im öffentlichen Streit nicht zimperlich beim »Besetzen« von Worten und Positionen, bemühen sich um Politikberatung und -Beeinflussung. Die Stärke gerade eines funktionalistischen Konservatismus besteht aber heute gerade auch darin, daß er anders und stärker in der Gesellschaft verankert ist. Er kann sich auf gesellschaftliche Trends stützen, die tiefer gehen und breiter sind als nur die explizit politischen, »konservativen Einstellungen« in der Bevölkerung und ist darum imstande, in einzelnen Bereichen – teils nur scheinbar, teils real – sogar einen Rückzug aus Politik zu inszenieren. Wer wie Brunkhorst nur in Kategorien wie »Front«, »Gegenschlag«, »Koordination«, »Plan«, »Politik« denkt, wird das nicht verstehen.

Kulturelle Dynamik ohne Widersprüche?

Die Konzentration auf die explizit politischen Formen des Kompensationsvorhabens der Konservativen – und dabei noch einmal auf die intentionalen Aspekte und den historischen Revisionismus – blendet aus, daß einige Neokonservative, angesto-

ßen von tiefgehender Verunsicherung durch die Protestbewegung, sich auch intensiv mit den politisch-kulturellen Verschiebungen und mit dem auseinandergesetzt haben, was sie »Krise der Industriekultur« nennen. Für eine einigermaßen angemessene Würdigung dieser Analysen ist hier kein Raum. Eines ihrer Ergebnisse muß aber – vergleichsweise mager und knapp – hier angeführt werden, weil es einen diametralen Unterschied und Gegensatz zu Brunkhorsts Diagnose kennzeichnet. Brunkhorst hält einen Erfolg »kompensatorischer Traditionsbildung« für unwahrscheinlich, weil

»sich ... posttraditionale Erziehungsstile und Sozialisationsmuster in größerem Ausmaß und nicht nur in den Mittelschichten durchzusetzen begonnen haben. Hier wird die Klage ortlos, weil sie sich gegen (jedenfalls mit gewaltlosen Mitteln) kaum reversible säkulare Trends und evolutionär durchgesetzte Strukturmuster richtet.« (154)

Lübbe und andere sehen ihre Aussichten nicht so trübe. Sie geraten wegen der »postmaterialistischen Orientierungen« nicht in Panik, sondern haben, nach genauerer Betrachtung, sie als durchaus »vernünftige« Versuche interpretiert, auf den »abnehmenden Grenznutzen des Fortschritts« individuell und kulturell zu reagieren. Sie interpretieren, was vor sich geht, als einen Prozeß, indem sich eine neue Balance, eine neue »Wertsynthese« zwischen »Pflicht- und Akzeptanzwerten« einerseits und »Selbstverwirklichungswerten« andererseits entwickle. Die »Wertkultur« hielten sie zwar noch Anfang dieses Jahrzehnts für »nicht in Ordnung« (Kommission 1983: 44), waren aber ganz zuversichtlich, dies könne sich richten. Zwar nicht automatisch, sondern politisch unterstützt. Daß aber öffentliche Diskurse, bildungs- und kulturpolitische Anstrengungen erfolgversprechend sein würden, dies meinten die funktionalistischen Neokonservativen aufgrund der Eigenschaften des »Wertwandels« und des »Pragmatismus der Alltagskultur« annehmen zu können. Bisher hatten sie auch – leider – damit recht. Etwa Wolfgang Zapf mit seiner 1983 geäußerten Empfehlung, den »Wertwandel« nicht »schwarzmalersch« zu sehen, wegen etwaigen Überhandnehmens von Hedonismus und Individualismus. Es handele sich um »lebenskluge Reaktionen« (Zapf 1983: 31). Diese Empfehlungen an Konservative und besorgte Unternehmer könnte man mit umgekehrten Vorzeichen auch an jene weitergeben, die Qualität und Ausmaß solcher neuen Orientierungen, Stile und »Sozialisationsmuster« euphorisch und als eine Art geschichtsmächtig werdende Zersetzung der kapitalistischen Gesellschaft interpretieren.

Fixpunkt konservativer Beurteilung der individuellen, gruppen- und schichtspezifischen Verarbeitungsweisen von Krisenerfahrungen ist dabei, ob sie Anpassungs- und Rationalisierungsleistungen für das darstellen, was sie »Industriekultur« nennen. Hier liegt die systematische Einschränkung und Voraussetzung der Neokonservativen: Sie legt a priori fest, was als »zustimmungspflichtig« gilt; nicht nur, aber vor allem die »arbeitsteilig organisierte naturwissenschaftlich-technische Kompetenz« und eine Reihe politischer Schlußfolgerungen aus dem Imperativ umfassender, weltmarktvermittelter Modernisierungskonkurrenz. Entscheidend ist nun, daß diese systematische Einschränkung der Perspektive, aus der die affirmativen Festle-

gungen von Kultur und die Bindung von »Selbstverwirklichung« an abhängige Arbeit folgen, nicht quasi *von außen und gewaltsam durchgesetzt* werden müssen. Die Neokonservativen können an der Dialektik der kulturellen Freisetzung und Subjektivitäts-Entwicklung selber anknüpfen. Wo Brunkhorst und andere abstrakt sich ausbreitende »diskursive Rationalität« wahrnehmen, da sehen sie die Chance, daß »neue Programme und Bewegungen durch Spezialisierung und Segmentierung aufgesogen werden, ohne daß sie andere Bereiche ernsthaft verändern können. Post-materialistische Zugehörigkeits- und Selbstverwirklichungsprogramme scheinen in diesem Sinne in die Zeitkultur übernommen zu werden, ohne daß andere Werte wie Pflichterfüllung, Akzeptanz, Leistung, Wettbewerb, Konsum usw. dadurch eliminiert würden.« (Kommission 1983: 72) Eine emphatische Interpretation der »*post-traditionalen ... Stile*« und »... *Muster*« als »*diskursiv*« und »*rational*« leuchtet angesichts der sozialwissenschaftlichen Analysen und Diskussionen der letzten Jahre nicht ein; mithin wäre auch erledigt, was Brunkhorst als das tragischkomische Scheitern der Konservativen in seinem Essay stattfinden läßt – sie müssen diese »*irreversiblen*« Sendboten der Evolution nämlich nicht zurückschicken oder ihnen Gewalt antun. Das Rad der Geschichte muß nicht zurückgedreht werden. Im Gegenteil: Wenn sie auch bloß funktionalistisch sind und nicht mehr so beeindruckend wie zu Anfang des Jahrhunderts, die Konservativen sind immer noch auf der Höhe der Zeit. Hier drängt sich nicht zum erstenmal die *Frage* auf, *ob denn die Problemstellungen und Antinomien des Denkens der Konservativen nur deren Probleme, Fragen und Antinomien sind*. Der linke Philosoph Herbert Schädelbach hat 1986 einige Aufsätze des rechten Philosophen Arnold Gehlen neu herausgegeben; in einem Nachwort hat er einen Grundsatz intellektueller Bescheidenheit, Sorgfalt und Selbstkritik formuliert, mit dem offene und harte Auseinandersetzungen nicht vermieden werden sollen, der aber hier auf die Mahnung hinausläuft, den »konservativen Aufklärungskritiker« ernstzunehmen: »Der Aufklärer muß immer daran denken: Der Konservative könnte recht haben!«

Habermas, in der erwähnten Besprechung des Ringer-Buches über die Mandarine, erinnerte daran, daß ein auf »Hegel und Marx zurückgehender Argumentationszusammenhang« in der Auseinandersetzung mit den Mandarinen nicht ausgeblendet werden dürfe. In diesem gehe es um die »Erinnerung an die Opfer und die nicht eingelösten utopischen Gehalte der bürgerlichen Emanzipation« (Habermas 1981: 467). Er bestand auf der spezifischen Differenz zwischen dieser Perspektive und dem konservativen Kulturpessimismus. Der Neokonservatismus hat mittlerweile eine Kritik eingeholt, die ihn lediglich mit der Normalität der entwickeltsten westlichen Industriegesellschaften konfrontierte. Eine Kritik, die nicht gemeinsame Sache mit ihm machen will, muß darum heute auch jene Problemstellungen aufgreifen und in ihrem Zusammenhang neu formulieren, die der Neokonservatismus mittlerweile ausgeblendet hat.

Brunkhorst steht mit seiner Geringschätzung des westdeutschen Neokonservatismus freilich nicht allein. Als prominente Beispiele seien Habermas und Dubiel ge-

nannt: Habermas etwa kommt in seinen Auseinandersetzungen mit dem Neokonservatismus (Habermas 1985) zum Ergebnis, die deutschen Neokonservativen hätten sich mit der kulturellen Moderne nur »halbherzig« ausgesöhnt. Er legt dabei den Schluß nahe (ebd., 41), sie hätten in der Theoriebildung nicht mehr zu bieten als den Aufguß der alten kulturpessimistischen, antizivilisatorischen, antiamerikanischen, antisemitischen und aristokratischen Positionen. Die deutschen Neokonservativen hätten es »vergleichsweise einfach« gehabt, »auf ausgetretenen Pfaden wandeln« können und hätten »theoretisch so gar nichts Neues zu bieten brauchen« (ebd., 44), während die Neokonservativen in den USA von der Protestbewegung der 60er Jahre zu neuen Denkweisen provoziert worden seien.

Dubiel (1985) geht in seiner Erörterung von Fragen der Kulturkritik nur auf US-amerikanische Autoren ein. An Lasch, Riesman, Bell, Sennett kritisiert er, sie stünden außerhalb einer »Theorie des Spätkapitalismus« und erzählten »kulturkritische Märchen« (Dubiel 1985: 38). Sie gingen mit der verklärenden Annahme eines »goldenen Zeitalters bürgerlicher Rationalität« und einer Art »Sündenfall«-Hypothese von der »überzogenen Suggestion einer Epochenschwelle« (Dubiel 1985, 39) aus; mit entsprechend dichotomischer Weltsicht. Ihre Kulturkritik sei geprägt von einer »von vorneherein parteilichen verfallstheoretischen Stilisierung des unterstellten Übergangs« (ebd.). Der entscheidende Vorwurf Dubiels (ob gegenüber den genannten US-amerikanischen Autoren zu Recht erhoben, sei dahingestellt) trifft aber die hier skizzierte neokonservative Argumentation nicht. Der »Übergang« wird keineswegs »verfallstheoretisch stilisiert« und gerade das Bild vom Prozeß der vielfältig vermittelten, gesellschaftlich-kulturell bestimmten, aber auch politisch zu beeinflussenden Herstellung einer neuen »Wert-Synthese« ist jedenfalls nicht als »dichotomisch« zu kritisieren.

Mehr noch, das eigentlich Provokative in dieser neokonservativen Argumentation ist in der schon zitierten trockenen Empfehlung zu sehen, den Wertwandel nicht »teleologisch« zu interpretieren. Denn sie ist nicht bloß gegen die »Schwarzmalerei« im eigenen Lager gerichtet; vielmehr sind die Neokonservativen auch einigermaßen zuversichtlich, daß der »Wertwandel« sich nicht als der Sprengsatz erweisen wird, für den ihn manche linken Theoretiker hielten und halten. Aus Gründen, die wir hier angedeutet haben, setzen die Neokonservativen darauf, daß Selbstverwirklichungsbedürfnisse im Horizont eines individuellen Pragmatismus und einer kulturellen Praxis verbleiben, der einen Zugang zu Fragen der gesellschaftlichen Vernunft und der universalistischen Moral gerade verbaut.

Dubiel sieht das, wie Brunkhorst auch, genau umgekehrt. »Wertwandel« und moralisch-kulturelles Potential der neuen sozialen Bewegungen betrachtet er emphatisch als materielle Grundlage einer »partizipatorischen Reform der Demokratie«. Nach unserer Auffassung kann er dies freilich nur, indem er kritische Analysen dieser »moralischen Kultur« (wie die Laschs u.a.) schroff abweist oder gar nicht erst zur Kenntnis nimmt (wie die der deutschen Neokonservativen).

In einer »polemischen Skizze« hat man wohl nicht die Aufgabe, die Kritik fortzuent-

wickeln und eigenständige Analysen zu entwickeln. Es stellt sich aber bei der Lektüre von Brunkhorsts »Der Intellektuelle im Land der Mandarine« der unbehagliche Eindruck einer überaus fragwürdigen Selbstgewißheit ein. Eine Selbstgewißheit, die überdies, was die Analyse der eigenen Lage und Probleme betrifft, auf tönernen Füßen steht. Im gesamten Text sind konkrete Überlegungen zu den Handlungsperspektiven, Aufgaben und Interventionsformen kritischer Intellektueller nicht zu entdecken. Auch hier ist, dem formulierten Anspruch des Textes folgend, darauf hinzuweisen, daß ein Postulat wie »diskursive Rationalität« konkretisiert werden muß. Die intellektuelle Praxis, die ihr verpflichtet ist, kann gelingen oder scheitern, sie muß aber das Wagnis des Handgemenges eingehen. Gerade die Breitenwirkung eines totesagten Konservatismus muß eine Herausforderung kritischer Intellektueller sein.

»Nichts Neues« – »Ende der Entwicklung« – »Ortlose Klagen« – sollte das unversehens gerade für einen Typus der »Auseinandersetzung« mit den Konservativen gelten, in dem dies vernichtende Urteil schnell bei der Hand ist?

Literatur

- Boschetti, A., (1985): *Sartre et le Temps Modernes*. Paris
- Brunkhorst, H., (1987): *Der Intellektuelle im Land der Mandarine*. Frankfurt
- Dubiel, H., (1985): *Was ist Neokonservatismus?* Frankfurt
- Grebing, H., (1971): *Konservative gegen die Demokratie. Konservative Kritik an der Demokratie in der Bundesrepublik*. Frankfurt
- Greiffenhagen, M., (1986): *Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland*, Frankfurt
- Habermas, J., (1981): *Philosophisch-politische Profile*. Frankfurt
- Habermas, J., (1985): *Die neue Unübersichtlichkeit*. Frankfurt
- Kommission »Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen« 1983: *Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen*, erstellt im Auftrag der Landesregierung Baden-Württemberg. Stuttgart
- Lübbe, H., (1979): Identität und Kontingenz, in: O. Marquard/K. Stierle (Hg.), *Identität*. München
- Lübbe, H., (1987): Historisches Bewußtsein heute, in: W. Weidenfeld (Hg.), *Geschichtsbewußtsein der Deutschen*. Köln
- Negt, O., (1984): *Lebendige Arbeit, enteignete Zeit*. Frankfurt/New York
- Stürmer, M., (1986): *Dissonanzen des Fortschritts. Essays über Geschichte und Politik in Deutschland*. München
- Zapf, W., (1983): *Arbeitsgruppe »Gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen«*, in: Staatsministerium Baden-Württemberg (Hg.), *Zukunftschancen eines Industrielandes*. Kongreß der Landesregierung Baden-Württemberg am 13. und 14.12.1983. Freudenstadt